

Wöchentliche Beilage zur Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 28. 1891.

Ueber's Meer.

Roman von P. C. v. Areg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Tappmann sagte sich, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als ruhig das Kommende abzuwarten. Aber lag nicht die Möglichkeit nahe, daß Arend den ihm unfreiwillig gewährten Zeitraum benutzen und sich mit Allem, was er wissen mußte und wollte, versehen, auf und davon machen würde? Und was konnte er thun, um ihn festzuhalten? So viel wie nichts.

Er konnte ihn beobachten, wenn er ihn fand, das war das Ganze. Aber diese Erwägung trieb ihn doch hinaus in die Nähe der Villa vor der Stadt. Wenn Arend in der That dorthin sich gewendet und wenn der Verwegene dann etwas gegen die Frauen unternehmen sollte, so war die Kraft eines Mannesarmes sicherlich von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Heinrich Tappmann ging also in der Zwischenzeit, während welcher die telegraphische Antwort von dem New-Yorker Polizeichef abgewartet werden mußte, auf dem Wege oberhalb der Stadt hinaus, von dem er das hinter dem Landhause Allings' gelegene Wäldchen erreichen konnte, ohne von den Bewohnern der Villa bemerkt zu werden. Wie oft hatte er in den letzten beiden Tagen diesen Weg eingeschlagen, indem er sich vorspiegelte, es sei lediglich der Drang der Pflichterfüllung, der ihn hierher trieb, während es doch das heiße Sehnen des Herzens war, das sich dahinter versteckte. Er hatte mit ernstem und festem Willen den Entschluß gefaßt, dieser Liebe auf immerdar zu entsagen, diese Leidenschaft zu opfern, die ihn bis in die tiefsten Tiefen seiner Seele gepackt hielt, weil es Wahnsinn war, jemals auf den Besitz

eines Mädchens zu hoffen, vor deren reinem, noch von keinem Schicksalschlage getroffenen Herzen er das Verbrechen eines geliebten Vaters enthüllen und sie dadurch aus all' ihren ungetrübten Himmeln stürzen mußte. Führt er nicht den entseßlichen Schlag, zu den ihn das unabänderliche Gebot der Pflicht zwang, in erster Stelle auch gegen sein eigenes Herz? Und hatte sie ihm nicht gesagt, daß sie ihn liebe, und stand nicht geschrieben: Liebe kann Alles! O, wenn dieses Wort auch unter diesen Verhältnissen seine Wunderkraft hätte bewahren können! Aber hier mußte es zu Schanden werden. —

Wie er heute so im grünen Waldesdunkel stand und auf den sich vor ihn ausbreitenden Garten mit dem anmuthigen Hause blickte, das sein Alles barg, da kam das Sehnen mit neuer wilder Gewalt über ihn und erfüllte sein Herz mit tiefem, tiefem Weh.

Wie friedlich still lag Garten und Haus in der milden Morgensonne des freundlichen Herbsttages! Leise spielte der Morgenwind mit dem bunten Laube der Bäume, und die langen, lustigen, weißen Fäden des „indianischen Sommers“ flatterten im Winde oder spannten sich von Strauch zu Strauch, von Blume zu Blume.

Schon waren die süß duftenden von ihnen geschieden, aber vielblühende Georginen und die bunten Asters schmückten farbenprächtigt die Beete. Ach, nur die Blume, nach der sein Herz verlangte, blühte nicht mehr unter ihnen!

Aber sieh, dort auf den Stufen der Veranda flatterte ein hellgrundiges Gewand im Sonnenscheine. Der zarte Fuß trug die holde Gestalt die wenigen Stufen herunter in das Parterre des Gartens. Ja, sie war es, die er anbetete mit aller Gluth seiner Seele, und doch, ach, schien es ihm, als sei sie es auch wieder nicht. Wo war die kindliche Heiterkeit geblieben, die er an ihr zu sehen so gewohnt war, wo der Glanz des leuchtenden Auges, wo das liebliche Lächeln, das sonst ihre Lippen umspielte? Das Köpfchen war gebeugt, das Auge suchte den Boden, ein tiefer, stiller Ernst lag über all' ihren Zügen ausgebreitet. Hier hatte der Gram seine Wohnstätte aufgeschlagen und der Kummer. Das Gift hatte gewirkt, das er mit seiner unglückseligen Liebe hatte hineintragen müssen in das Glück dieses Kinderherzens!

Und der Versucher trat zu ihm und sprach: Thor, unsinniger, warum willst Du Dir verscherzen, was das Schicksal nur einmal Dir



Paul Vals. (S. 220)

bieten wird in all' seiner Goldseligkeit, warum Dir verschmerzen das süßeste Glück, das die Erde kennt, um eines todten Begriffes willen, den Du Pflicht nennst! Gehe hin, nimm sie in Deine Arme, schließe sie an Dein Herz, sie ist Dein! Sie wird Dir folgen, wie der Stern seiner Sonne, ohne einen einzigen Hauch des Widerstandes. Der Himmel hat Dir mehr beschieden, als Du brauchst, um in einem stillen Winkel der Erde eines Glückes zu genießen, das Dein Herz mit seiner heißesten Sehnsucht erhebt. Nimm Dein Lieb und fliehe! Was hängt Du Dich an Phantasmen, die Dein kalter Verstand als Menschenwerk erkennen und verlachen muß. Menschenwerk vergeht, aber die Liebe währet von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Er wollte vorwärts stürzen — da verschwand die Gestalt des Mädchens hinter den Bäumen des Parkes, und die Treppenstufen von der Veranda herunter kam Mistreß Allings mit dem Fremden, der ihr Bruder sein sollte.

Dieser Wechsel der Scene kam über ihn wie ein Blitzschlag; mit einem Male mußte er wieder, wozu er auf diesem Platze stand; er preßte die Hand auf das wild schlagende Herz, das seine Pulse zu zerprengen drohte, ein Stöhnen entrang sich der schmerzenden Brust.

Die vom Uebermaß der Gefühle zu Boden geschmetterte Seele bedurfte jedoch nur weniger Augenblicke, um sich wieder zum Bewußtsein emporzurichten.

Er faßte sich gewaltsam, und in derselben Minute, in der er das that, wußte er wieder, daß er der Polizeikommissär Tappmann war, der hier einen todeswürdigen Verbrecher überwachte. Der Beruf, dem er angehörte, mahnte ihn mit der ganzen Strenge der Pflicht; der Eid, den er geleistet, stand in Flammenschrift vor seinen Augen, und hinter ihm versank das süße Bild, das noch eben seine ganze Seele mit so viel Lieblichkeit angelächelt hatte, in einen tiefen, tiefen Abgrund.

Er stand auf dem Grabhügel seiner Liebe. Und vor ihm in den weit sichtbaren Gängen des Gartens promenirte Mistreß Allings mit Wilhelm Arend noch immer auf und nieder.

Die Unterhaltung war eine lebhaftere, doch schien sie von der Dame weit erregter geführt zu werden, als von Seiten ihres Begleiters.

Jedenfalls gab die augenblickliche Situation zu Befürchtungen naheliegender Art durchaus keine Ursache: das ruhige Promeniren der Beiden bewies zur Genüge, daß hier Beziehungen weiter gepflegt wurden, die bereits bestanden haben mußten, auch wenn sich von dem Gespräch selbst nicht das Mindeste verstehen ließ.

Er folgte ihnen wohl zehn Minuten lang mit den Blicken. Dann sah er auf seine Taschenuhr.

„Die Stunde ist nahe,“ sagte er vor sich hin, „mit Dir Abrechnung zu halten, Wilhelm Arend; Du wirst nicht bestehen vor dem Gericht der Menschen; aber ich werde Dich vor dasselbe führen oder mit Dir untergehen.“

Er wandte sich und kehrte zur Stadt zurück. Die erwartete telegraphische Anweisung war eingetroffen, der Polizeichef von Hazleton machte keine Schwierigkeiten mehr, die von dem deutschen Beamten begehrte Verhaftung vornehmen zu lassen. Allein die Rücksicht auf seine eigene Sicherheit war immerhin noch groß genug, daß er sich nur dazu verstand, nicht uniformirten Polizeibeamten die Ausführung der Sache zu übertragen, indem er ausdrücklich erklärte, seines Grachtens sei eine möglichst geräuschlose Abwicklung des Geschäftes das Wünschenswertheste. Tappmann gab die erforderliche Auskunft, daß man den Verbrecher nach seinen eigenen Beobachtungen, von denen er eben zurückkomme, in der Villa des Kapitäns Allings antreffen werde. Mit solchen Andeutungen ausgerüstet und mit dem Verhaftsbefehl in der Tasche

wurden die Organe der Hazletoner Polizeiverwaltung zur Vollstreckung desselben ausgesandt.

Man konnte vor Ablauf von mindestens einer halben Stunde ihre Rückkehr nicht erwarten, selbst den Fall angenommen, daß sie den, welchen sie suchten, an Ort und Stelle antrafen, und daß er sich seiner Gefangennahme ohne Weiterungen und Widerstand unterwarf. Das war eine Zeit voll Qual und Beklemmung für Tappmann. Nicht der Akt selbst war es, der ihn beängstigte, denn sein Beruf hatte ihn genugam an derartige traurige Vorkommnisse gewöhnt, sondern das Entsetzen, das die Frauen ergreifen würde, wenn sie plötzlich das Grauensvolle geschehen sahen. Herzerreißend würde der Auftritt sein, voll Jammer und Thränen! Und er konnte ihnen doch nicht erspart werden.

Er vermochte vom Fenster des Zimmers aus, an dem er stand, die Straße hinunter zu sehen, welche sie herauf kommen mußten. Sein Auge blinnte unausgesetzt im steten Wechsel bald nach jener Gegend hin und bald nach dem stetig und langsam vorrückenden Zeiger der Uhr. Und ehe die Zeit, die er für ihr Erscheinen in Aussicht genommen hatte, verstrichen war, kamen sie. Es mußte Alles rasch und glücklich verlaufen sein. Arend ging an der Seite des einen Polizeibeamten voraus; er war ungefesselt, also auch ohne jeden Widerstand bereitwillig gefolgt, der andere Beamte schritt hinter den beiden Vorangehenden her.

Tappmann hatte sein Gesicht dem Fenster zugekehrt, als Arend eintrat. Der Letztere wandte sich sogleich an den Oberbeamten der Polizeiverwaltung.

„Die komische Prozedur, die man eben mit mir vornimmt, Sir, beruht doch jedenfalls auf einem Mißverständnis,“ sagte er kurz und von oben herab, „und ich erwarte, daß der, welcher daran die Schuld trägt, entsprechend zur Verantwortung gezogen wird. Ich bin der Schwager des Kapitäns Allings, Sir; diese Andeutung wird, hoffe ich, genügen, um Sie über das Alberne Ihrer Maßnahmen gegen mich zu belehren.“

In diesem Augenblicke drehte sich Heinrich Tappmann um.

„Sie sind verhaftet wegen Verdacht des Mordes, Wilhelm Arend,“ sagte er kalt.

Ein wildes Erschrecken slog über das Gesicht des Verbrechers, als er plötzlich den Mann vor seinen Augen auftauchen sah, den er erst gestern beargwöhnt hatte. Seine Fäuste ballten sich, seine Zähne knirschten. Er starrte einen Augenblick auf den ihn fest Fixirenden, als müßte er sich erst die vorliegenden Verhältnisse klären, und dann stieß er mit rauher und zischender Stimme seine Antwort durch die zusammengepreßten Zähne: „Du versuchst es, Dich meiner zu entledigen, Arno Allings, indem Du mich verräthst! Schuft über alle Schufte, dieser Versuch ist Dein Verderben! — Hier sind meine Hände, bindet mich! Ich gestehe ein, daß ich von dem Morde in Singapore weiß. Aber nicht ich war es, der den Mann mordete; Kapitän Allings war es, der ihn erschlug!“

Es ist kaum möglich, den Eindruck zu beschreiben, welchen dieses Geständniß des Verbrechers auf alle Anwesenden und hauptsächlich auf Heinrich Tappmann hervorbrachte. Es legte sich wie ein starrer Schrecken auf jeden Einzelnen, weil Keiner von ihnen Allen auf ein solches Geständniß auch nur im Entferntesten vorbereitet sein konnte. Die ewige Gerechtigkeit des Himmels war es, die unbewußt auf seine Zunge getreten war. Ein einmal gesprochenes Wort läßt sich vom Schicksale nicht zurücklaufen.

Das starre Staunen seiner Zuhörer löste sich rasch.

Am Abende befand sich Arend mit Tappmann und einem der Polizeibeamten der Stadt auf dem Wege nach New-York.

18.

„Gute Fahrt, Massa Kapitän,“ sagte der schwarze Steuermann, neben dem sein Gebieter am Ruder stand, „wie ausgesucht für den Falken! Wind und Wetter wollen uns wohl!“

„Lobe die Fahrt, wenn Du im Hafen bist, und nicht, so lange der Kiel die Welle durchschneidet, Tom,“ entgegnete Kapitän Allings.

„Ich baue nicht auf Wind und Wellen, sondern auf das Glück meines Kapitäns,“ versetzte der Schwarze.

„Auf mein Glück!“ antwortete Allings mit einem leisen Seufzer und sein Auge starrte mit einem langen, langen Blicke, als wenn sein Geist in weite Fernen schweife, auf die leicht bewegten Wellen, deren Schaumköpfe in den Strahlen der Sonne silbern glänzten. „Weißt Du auch, Tom,“ fuhr er nach einer längeren Pause fort, „daß man die Glücksgöttin auf einer ununterbrochen rollenden Kugel stehend vorstellt, die keines Menschen Arm in ihrem Laufe aufzuhalten im Stande ist? So steht es auch mit meinem Glück. Es rollt dahin bis an das Ende seiner Bahn. Wie nahe oder wie fern mag dieses Ende liegen? Ich weiß es nicht. Aber ich bin gewärtig, daß es in jedem Augenblicke erscheint.“

„Möge es meinem gütigen Herrn so fern sein, wie in dieser Stunde ein Sturm den Segeln des ‚Falken‘! Wie lange werden wir Zeit brauchen, bis wir Kap Stagen umsegelt haben und in das Kattegat gelangen?“

„Wenn der Kanal uns seine gewöhnlichen Lüden nicht zeigt, was wir hoffen wollen, so würden acht Tage genügen, um dorthin zu gelangen, vorausgesetzt“ — er sprach das Nachfolgende mit einer Bedeutung, die der Schwarze nach dem Ausdruck seines Gesichtes vollkommen zu verstehen schien — „vorausgesetzt, daß wir unterwegs auf nichts stoßen, was uns aufzuhalten geeignet ist.“

Drei Wochen waren verflossen, seit der „Falken“ seine Fahrt vom Hafen von New-York aus begonnen hatte. Das Schiff gehörte nicht zu den Schnelldampfern; man hatte zu der Reise von Hamburg nach New-York, die von den Witterungsverhältnissen noch besonders begünstigt gewesen war, vier Wochen gebraucht und war deshalb zu der Annahme berechtigt, daß die Rückreise unter gleich günstigen Verhältnissen eine ebenso lange Zeit in Anspruch nehmen werde. Aber diese Voraussetzung bewahrheitete sich nicht. Zwei Tage nach der Unterredung Kapitän Allings' mit seinem Steuermann bekam der „Falken“ einen ziemlich heftigen Sturm aus Südwesten. Man befand sich unweit der Einfahrt in den Kanal.

Dieses unerwartete Naturereigniß paßte zu vortrefflich zu des Kapitäns Plänen, als daß er es hätte unbenuzt lassen sollen. Er erklärte, daß er bei diesem Wetter unter keinen Umständen die Fahrt durch den Kanal machen und dabei Schiff und Ladung auf's Spiel setzen werde. Man könne so lange an der irischen Küste kreuzen, bis der Sturm ein Gesehen habe und von seiner Wuth ablasse. Die verlorene Zeit werde durch eine günstigere und rasche Fahrt bei ruhigem Wetter durch den Kanal ohnehin zum Theil wenigstens wieder eingebracht werden.

Tom steuerte dieser Weisung gemäß nach Norden und lenkte damit den „Falken“ von seinem bisher eingehaltenen Kurs ab. Aber das Unwetter hielt zwei volle Tage an, und als am dritten die Sonne zum ersten Male wieder durch den dichten Wolken Schleier brach und dem Kapitän zu observiren gestattete, fand er den „Falken“ erheblich weiter nach Norden

abgetrieben, als er vermuthet hatte. Wenigstens erfuhr die Mannschaft eine solche Erklärung des Kapitäns durch den Steuermann.

Und es mußte sich in der That so verhalten, denn der „Falken“ gebrauchte vier ganze Tage, bis er seine Abweichung vom Kurs zu corrigiren und in den Kanal einzulaufen vermochte.

Man hatte also nahezu eine Woche verloren.

Aber die Zeit war nicht das Einzige, das jene Abweichung vom Kurs dem Schiffe kostete.

Als der Kapitän am nächsten Tage angedachts der Kreideseisen Englands auf Deck stand, kam der Schiffszimmermann und meldete: „Wasser im Raun, Kapitän!“

„Ist der Schaden groß und wird er sich während der Fahrt repariren lassen?“ fragte Allings.

„Groß genug, Kapitän,“ lautete die Antwort, „daß wir die Pumpen getrost gebrauchen dürfen, und doch nicht so groß, daß ein paar Centner Pech und Berg denselben nicht zu repariren vermöchten.“

„So macht euch unverweilt an die Pumpen und kalfatern.“

„Was Sie befehlen, kann nicht geschehen, Kapitän. Unser Vorrath an Pech und Berg ist nach des Steuermanns Angabe so geringfügig, daß er nicht zum vierten Theile ausreicht.“

Tom trat hinzu und bestätigte die Angaben des Schiffszimmermanns.

„Der Weg nach Swinemünde ist noch zu weit, Kapitän,“ sagte er, „als daß wir versuchen könnten, dorthin zu gelangen, ohne vorher anzulaufen. Das Trinkwasser geht zu Ende, und auch die Kohlenvorräthe reichen nicht bis zum Ziele unserer Fahrt aus.“

„So wird es das Einfachste sein, wir laufen das Stück die Elbe hinunter, um uns von Hamburg aus mit neuen Vorräthen zu versehen und dort unseren Schaden auszubessern, wenn wir auch außerhalb des eigentlichen Hafens bleiben, um allen Zollplacereien zu entgehen. Werden wir mit unserem leeren Schiffe ohne Gefahr noch bis dorthin gelangen können, Zimmermann?“

„Es wird gehen, wenn wir die Pumpen gebrauchen,“ entgegnete dieser. „Das Kalfatern selbst wird keine lange Zeit erfordern.“

„So mag es sein, wie ich sagte,“ bestimmte der Kapitän.

Als sich unter der Mannschaft die Kunde von den letzten Anordnungen Allings' verbreitete, schüttelten Verschiedene den Kopf.

„Was fällt dem Alten ein,“ hieß es, „daß er uns den Strom hinauf fahren läßt, um Dinge in Ordnung zu bringen, die ebenso gut in Cuxhafen, oder, wenn es denn nur auf Elbwasser geschehen müßte, bei Glückstadt oder dem ersten anderen Neste sich abthun ließen? Sonderbarer Raub, unser Alter! Warum verlängert er in so unnützer Weise unsere Feuer, nachdem die Fahrt schon überhaupt länger gedauert hat, als sie sollte? Wenn wir in der Weise weiter dampfen, wie in der letzten Woche, können wir darauf uns gefast machen, im November bei Swinemünde einzufrieren. Und unsere Feuer läuft doch mit dem 1. Oktober ab; aber der ist übermorgen.“

Der Steuermann bekam das und Aehnliches zu hören, ohne eine Silbe darüber zu verlieren. Nur seine weißen Zähne ließ er manchmal im halben Lachen sehen, wenn er sich achselzuckend und ohne Antwort von dem Einen oder Anderen der sich Beschwerenden wandte.

Als der „Falken“ aber seinen Anker eine Viertelstunde vor der Zolllinie bei Altona fallen ließ, versammelte der Kapitän seine Mannschaft um sich.

„Jungens,“ sagte er, „unsere Fahrt begann

glücklicher, als sie zu Ende gegangen ist. Die Schuld daran tragen nicht wir, sondern die Elemente, denen wir machtlos gegenüber stehen. Mit morgen läuft eure Feuer ab; morgen sollten wir eigentlich in Swinemünde sein. Ob wir den Hafen in den nächsten vierzehn Tagen erreichen, weiß ich nicht, aber ich will euch nicht länger an mein Schiff binden, als ihr selbst bei mir zu bleiben willens seid. Ich brauche auch zu meiner Küstenfahrt dorthin keine Mannschaft in der Stärke der jetzigen. Ihr sollt euch auch nicht daran kehren, daß es mir vielleicht an Mannschaft fehlen könnte; vier oder fünf brave Jungens, wie ich sie brauche, finde ich allemal. Wer von euch also hier den „Falken“ verlassen will, der mag es sich überlegen; ich bin bereit, morgen früh jedem seine Feuer auszuzahlen und ihn dahin gehen zu lassen, wohin er Lust hat.“

Nichts ist verführerischer für den Matrosen, als die Aussicht auf ein paar vergnügliche Tage am Lande mit einer gut gefüllten Tasche. Allings kannte seine Leute gut genug; er wußte, daß Keiner von ihnen morgen der Lockung widerstehen würde, die er mit kluger Vorsicht ihnen entgegenhielt. Und er sah sich auch in seinen Voraussetzungen nicht getäuscht; am anderen Morgen erschienen vor ihm sämmtliche zehn Matrosen und baten abgelohnt zu werden. Zum Bleiben war nur der Maschinenwärter und Feuermann entschlossen, ein alter Knabe, der schon an zehn Fahrten mit Kapitän Allings gemacht hatte, aber auch er bat um einen Urlaub von fünf Tagen, um seine Frau in Elmshorn besuchen zu können.

„Unsere Jungen, Kapitän,“ erklärte er, „sind alle vier draußen auf dem Wasser, und so sieht das alte Weib allein zu Haus, einsam und verlassen. Sie hat eine Freude, wenn sie mich einmal ein paar Tage bei sich hat.“

„Du bist hier, so lange wir still liegen, ganz wohl entbehrlich, Klaus,“ erwiderte der Kapitän auf die Bitte des Alten, „es liegt also kein Grund vor, Dich hier festzuhalten. Du brauchst vor Sonntag Abend nicht zurückzukehren. Heute aber bringe das Boot, mit dem die Anderen an's Land gehen werden, nach dem Schiffe zurück und rudere mich dann mit dem Sig an's Ufer, dann kannst Du nach Elmshorn gehen, ich muß nach Hamburg. Tom mag Wache halten auf dem „Falken“, bis ich mit neuen Leuten zurückkomme.“

Eine Viertelstunde später sah der Kapitän des „Falken“ von dessen Deck aus seine bisherige Mannschaft in dem großen Boote dem Ufer zusteuern. Der Steuermann Tom stand neben ihm.

„Wir sind jetzt allein, Tom,“ sagte der Kapitän, „und ehe eine Stunde vergeht, wird das letzte Paar Augen von diesem Deck verschwunden sein, von dem wir Verrath zu fürchten hätten. Dann sind dreimal vierundzwanzig Stunden unser. Das ist die Zeit, in der wir handeln müssen. Du weißt, was es gilt. Schlagen diese Pläne fehl, so bin ich verloren. Aber es wäre Thorheit, an einen solchen Fehlschlag zu denken. Du hast gesehen, wie uns das Glück bis hierher begleitet hat; wenn wir mit kaltem Muth und ruhiger Besonnenheit weiter gehen, kann es uns am Erfolge nicht fehlen.“

„Vertrauen Sie mir, Massa Kapitän,“ versetzte der Schwarze. „Sie haben mich immer treu und zuverlässig befunden, und Sie sollen auch jetzt nicht getäuscht werden!“

„Wir werden siegen, weil wir siegen müssen, vergiß das nicht, Tom! Ich gehe jetzt unverweilt nach Hamburg, um dort Alles für die Aufnahme unserer Waare bereit zu machen. Abends lehre ich mit einem Ewer und den nöthigen Leuten zurück. Wir müssen die Nacht zu unserem Geschäfte haben, und keine Zeit ist günstiger, als die jetzige, da wir keinen Mond-

schein haben. Also auf Wiedersehen, Tom, heute Abend! Halte Alles bereit! Sowie Klaus anlegt, gehe ich an's Land.“

Zehn Minuten später ruderte der kräftige Arm des alten Klaus das Sig des Kapitäns mit diesem an's Ufer.

Dort trennten sich Beide.

Klaus schlug den Weg nach Elmshorn ein. Der Kapitän miethete im nächsten Orte, den er berührte, ein Gefährt nach Hamburg und ließ sich dort bis zu den Quais fahren.

Er hatte einen Besuch im Hafenpolizei-Amt zu machen.

Dort erklärte er, daß er mit dem „Falken“ beim letzten Sturme etwas Havarie gelitten und die Elbe herunter gekommen sei, um seinen Schaden im ruhigen Wasser ausbessern zu lassen. Er bedürfe auch Wasser und Kohlen, bevor er seine Reise nach Stettin fortsetze. Er werde übrigens weder das Stadt- noch das Zollgebiet berühren, weshalb er eine Viertelstunde vor der Zolllinie den Anker habe fallen lassen. Gleichzeitig legte er die Papiere über den Bestimmungsort des „Falken“ und die betreffenden Connossemente vor und fragte, ob Seitens der Behörde seinem Vorhaben irgend welche Bedenken entgegenstünden.

Man verneinte das, fragte aber, wie lange sein Aufenthalt da draußen währen würde.

„Nur bis meine Havarie ausgebessert ist,“ lautete die Antwort; „ich denke, daß drei bis höchstens vier Tage dazu genügen werden.“

Mit dieser Erklärung fand sich die Hafenpolizei völlig zufriedengestellt.

Woher kam es denn aber, daß man den „Falken“ und seinen Kapitän so ganz unbehindert in den Hamburger Gewässern Anker werfen ließ, ohne sich der Person des bei der Polizeibehörde in Hazleton eines so schweren Verbrechens angeklagten Allings zu versichern?

Das kam lediglich daher, weil die Hamburger Behörden zur Zeit noch durchaus keine Veranlassung zur Vornahme eines derartigen Schrittes hatten.

Heinrich Tappmann hatte sich schon auf der Rückreise mit dem glücklich ergriffenen Verbrecher von Hazleton nach New-York klar vor's Auge gestellt, daß der Zwischenfall in Hazleton vor allen Dingen dazu angethan sein werde, sein Kommissorium in New-York erheblich in die Länge zu ziehen. Er fand sich in dieser Voraussetzung auch durchaus nicht getäuscht: denn als er am Morgen nach seiner Rückkehr dem Chef der Polizeiverwaltung seinen Besuch machte, um sich darüber zu vergewissern, ob man seiner Abreise mit dem inzwischen im Centralgefängniß untergebrachten Verbrecher irgend welche Bedenken in den Wege legen werde, bestätigte die Antwort des Beamten seine Annahme zur Genüge.

„Ich will zunächst nicht unterlassen,“ sagte der Verwaltungschef mit einem Tone der Anerkennung, der den Deutschen zwar auf das Angenehmste berühren mußte, aber bei dieser Gelegenheit doch gleichzeitig auch alle die schmerzlichen Gefühle weckte, welche bei der diesmaligen Ausübung seiner Pflicht seinem Herzen so bitter weh gethan hatten, „Ihnen gegenüber es ungeheuer auszusprechen; daß ich nur mit Bewunderung auf diese glückliche Ausföhrung Ihres Auftrages, Herr Kommissär, blicken kann, und wenn es mir auch an der Berechtigung fehlt, Ihnen eine solche auszusprechen, so bitte ich Sie doch, dieselbe als den Versuch einer kollegialischen Ehrenbezeugung freundlichst aufzunehmen.“

„Sie überschütten mich mit Güte, Sir,“ erwiderte Tappmann dem Verwaltungschef der New-Yorker Polizei mit einiger Berlegenheit, „und ich vermag dem gegenüber nichts anderes zu thun, als mich für Ihre so schmei-

schelhafte Anerkennung auf einen Dank in Worten zu beschränken, der dadurch, wie ich hoffe, nichts an seiner Wärme verliert."

"Lassen wir diesen Theil unserer Unterredung damit beendet sein, Sir," versetzte der Amerikaner, "es war mir Bedürfnis, mich nach dieser Seite hin auszusprechen. Um jedoch nunmehr zur Beantwortung Ihrer ersten Frage zu kommen, so darf ich mich wohl der angenehmen Hoffnung hingeben, daß Sie selbst sich diese in einer Weise beantwortet haben werden, welche dieselbe befähigt. Die von dem Polizeichef in Hazleton protokollierte Aussage des Verbrechers, daß er bei einem Morde Theilhaber gewesen sei, von dem die Behörden, die ihn verfolgen lassen, nicht das Geringstewissen, gibt der Sache eine wesentlich andere Gestaltung, als sie früher hatte. Zunächst muß durch eine Requisition der englischen Behörden in Singapore konstatiert werden, ob jener Mord, dessen Arend einen Dritten beschuldigt, in der That geschehen ist, oder nur in dem Kopfe des Schuftes als eine Idee blüht, mit der er an diesem Dritten sich rächen will.

Es scheint mir das sehr wohl möglich, angenommen aber auch, was ich weniger glaube, die Sache verhält sich thatsächlich so, wie der Verbrecher sagt, so wird zwischen den betreffenden Regierungen, der englischen und belgischen also, ein Einvernehmen darüber herbeizuführen sein, wer von ihnen beiden den Wilhelm Arend zur ersten Bestrafung erhält."

(Fortsetzung folgt.)

Paul Bulß.

(Mit Porträt auf S. 217.)

Zu den hervorragendsten Baritonisten, welche gegenwärtig an deutschen Opernbühnen wirken, gehört der Künstler, dessen Bildniß wir unseren Lesern auf S. 217 vorführen: der Hofopern- und Kammer- sänger Paul Bulß in Berlin. Geboren am 19. Dezember 1847 auf dem Rittergute Birholz in der Prieg-

nitz (Mark Brandenburg), kam er mit siebenzehn Jahren nach Berlin, wo er zuerst bei Mantius und Engel Unterricht nahm, um dann seine gefangliche und musi-

von Neustrelitz und Köln, bis er 1871 an das Kasseler Hoftheater berufen wurde. Hier blieb er fünf Jahre und trat dann 1876 sein Engagement in Dresden an, wo ihm der König von Sachsen 1877 den Titel eines königlich sächsischen Kammer- sängers verlieh. 1889 erbat Bulß von der Dresdener Intendanz seine Entlassung und gehört seitdem der königlichen Oper in Berlin an. Sein Bariton ist von seltenem Wohlklang, ebenso kraftvoll als geschmeidig, ferner besitzt der Künstler einen echt dramatischen, von wärmstem Gefühl durchglüh- ten Vortrag. Auch als Konzert- und Orato- rien- sänger weiß Bulß die gleichen Erfolge wie auf der Bühne zu erringen.

Aus dem Thale von Olympia.

(Mit Abbildung.)

Das heilige Thal von Olympia, wo im griechischen Alterthum seit 776 vor unserer Zeitrechnung die weltberühmten olympischen Spiele stattfanden, gehörte zur elischen Landschaft Pisatis und liegt, vom Meere nur wenige Wegstunden entfernt, der Insel Zante gegenüber. Dort befand sich an den Flüssen Apheios und Kladeos eine den Göttern geweihte Stätte mit schönen Anpflanzungen und zahlreichen Tempeln und anderen Bauten mit Tausenden der herrlichsten Bildwerke. Allein Kriege, Erdbeben und Ueberschwemmungen verwandelten im Laufe der Zeit Olympia selbst in ein Trümmersfeld und das ganze schöne Thal in eine sumpfige, fieber- schwangere Niederung, die nur von Vögeln bewohnt wird. Die heutigen, von etwas Ackerbau und Viehzucht lebenden neu- griechischen Einwohner, deren Typus und malerische Trachten unser nebenstehender Holzschnitt zeigt, haben ihre aus Hütten und ärmlichen Gehöften bestehende Ortschaft, welche Douva heißt, auf einer westlich vom Kladeos aufsteigenden Anhöhe. Von 1875 bis 1881 haben bekanntlich auf der Stätte von Olympia unter dem Auf-



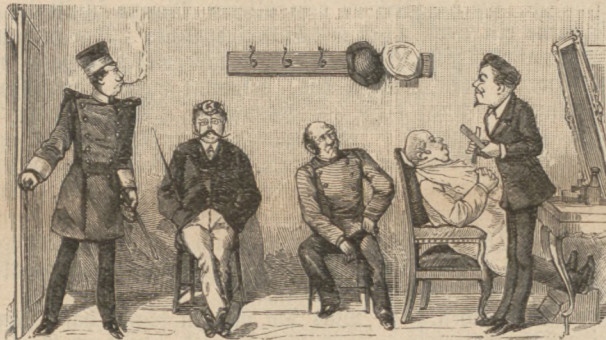
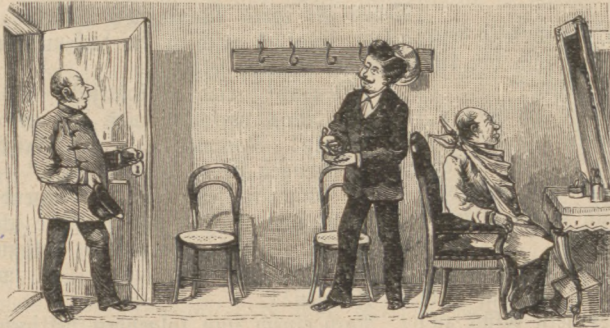
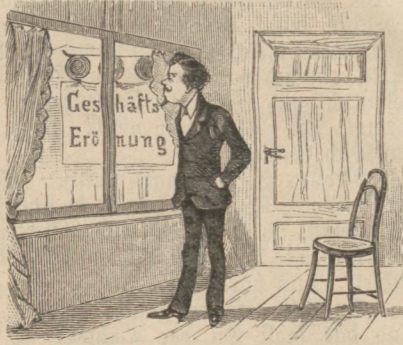
Typen und Trachten aus dem Thale von Olympia.

kalisch-dramatische Ausbildung bei Professor Göke in Leipzig zu vollenden. 1868 trat er in sein erstes Engagement in Lübeck, wo er als Antrittsrolle den Zaren in Vorzing's „Zar und Zimmermann“ sang, dann kam Bulß an die Bühnen-

wände von deutschem Fleiß und deutschem Geld großartige Ausgrabungen stattgefunden, deren Ergebnisse die Kunstgeschichte und Alterthumskunde wesentlich gefördert und bereichert haben.

Humoristisches: Der erste Kunde.

Eine tragische Geschichte mit blutigem Ausgang.



Vor hundert Jahren.

Erzählung aus der „guten alten Zeit“.

Von J. G. Weik.

1. (Nachdruck verboten.)

Der kurmainzische Oberamtmann und Centgraf Doktor Georg Krohe zu Osterburken hatte in seinem Leben schon manches diplomatische Meisterstückchen zuwege gebracht; mit besonderer Befriedigung schaute er aber an einem schönen Spätsommerabend des Jahres 1776 auf sein gescheneses Tagewerk zurück.

Es war ihm, wie er dachte, gelungen, durch einen klugen Schachzug einer alten Streitigkeit ein Ende zu bereiten.

Vor mehreren Jahren war nämlich an der Stelle eines früher zwischen Adelsheim und Osterburken belegenen, im dreißigjährigen Kriege aber zerstörten Ortes Hügelndorf eine neue Ansiedelung von sieben Bauern, der Hügelhof, entstanden, und es hatte bei der damals in Deutschland noch herrschenden Kleinstaaterei aus dem daraus hervorgehenden Rechtswirrwarr Streit darüber gegeben, ob die höhere, sogenannte Centgerichtsbarkeit auf diesem Hofe dem kurmainzischen Oberamtmann zu Osterburken oder dem Amte der Ortsherrschaft in Adelsheim zustehet.

Krohe glaubte nun diesen Streit beendetigt zu haben, indem er die sieben Hügelhofer Bauern in Gasthaus zur Kanne in Osterburken je mit einer Maß Weines und einem Weck regalirt und sie dadurch verleitet hatte, ihm, als dem Vertreter der kurmainzischen Regierung, den Huldigungseid zu leisten.

Aber die Bauern waren schlau. Auf dem Heimweg hatte einer derselben einen guten Einfall.

„Hört, Männer!“ sagte er. „Der Wein war gut. Ich hätt' Schneid, noch eine Maß so billig zu trinken. — Wer noch?“

„Ich!“ — „Ich!“ — „Ich!“ — Alle waren der gleichen Ansicht. „Aber wie?“

„Ganz einfach! — Jetzt geht's geraden Weges nach Adelsheim. Dort wird die Sache dem Amtmann erzählt, und dem dann auch gehuldigt! Können ja einmal probiren, zwei Herren zu dienen!“

So geschah's. Die Bauern huldigten auch in Adelsheim und bekamen wieder Freiwein. Und diesmal freute sich Herr Thill, der Amtmann zu Adelsheim.

Nun mußte aber der Streit erst recht angehen, und das war sehr zu bedauern. Krohe und Thill hatten sich bisher immer gut verstanden, ja Heinz Krohe, der Sohn des Ersteren, war sogar mit Anna Thill, der Tochter des Letzteren, verlobt, und das gute Verhältnis der beiden Beamten war auch der Bevölkerung zugute gekommen; besonders im Städtchen Adelsheim selbst, wo Kurmainz die höhere, die Ortsherrschaft aber die vorteilhafte (nichtkriminelte) Gerichtsbarkeit besaß, was früher oft zu Kompetenzstreitigkeiten geführt hatte, und künftig wieder so werden konnte, wenn die beiderseitigen Beamten, Krohe und Thill, sich verfeindeten.

Freundschaft trat nun auch wirklich ein, und zwar in erster Linie zum Schaden der schlauen Hügelhofer, die infolge ihrer doppelten Huldigung nach einer blutigen Kirchweihschlägerei von ihren beiden Herren bestraft wurden. Auch sonst kamen Händel vor, und wenn Krohe wohl in der Sache meist Unrecht hatte, so ließ es dagegen Thill an um so größerer Schroffheit der Form nicht fehlen.

Unter dieser Spannung hatte Anna, die Tochter Thill's, nicht wenig zu leiden. Sie hatte erst gehofft, ihr Bräutigam, der als Student der Rechte in Tübingen weilte, werde den drohenden Bruch zwischen den beiderseitigen Vätern abwenden und eine Versöhnung ermöglichen,

wenn er in den Ferien heimkäme. Aber der Streit hatte sich rascher zuspitzt, als zu erwarten gewesen, der Bruch war da, und Thill hatte bereits Andeutungen fallen lassen, als ob er ernstlich daran denke, die Verlobung seiner Tochter mit dem jungen Krohe rückgängig zu machen.

Da ließ Anna nach einer Berathung mit ihrer Mutter einen Brief nach Tübingen abgehen, der ihren Heinz zu Hilfe rief.

So wurde der Centgraf zu Osterburken eines schönen Tages durch die plötzliche Heimkehr seines Sohnes mehr überrascht als erfreut, und es kostete Heinz Mühe, den grollenden Vater überhaupt zu einer Erörterung seines Anliegens zu bringen.

Diesen Umständen entsprach auch das Ergebnis der Erörterung. Der Centgraf blieb dabei stehen, er sei Thill gegenüber in allen Stücken im Rechte und von demselben in der unerhörtesten Weise angegriffen und beleidigt worden.

„Geh' doch hin,“ sagte er, „und setze dem den Kopf zurecht, der's braucht, und der im Unrecht ist; aber mich laß' in Ruhe!“

Vergebens suchte Heinz geltend zu machen, daß amtliche Zwistigkeiten nicht nothwendig auch persönliche Feindschaft im Gefolge haben müßten. Er erhielt schließlich nur noch die Antwort: „Geh' doch hin und sag' das dem Thill!“

So machte er sich, schon halb überzeugt, daß sein Vater wirklich im Recht sei, auf den Weg nach Adelsheim, um hier sein Glück zu versuchen.

Dort angekommen sah er vor dem Rathhause eine aufgeregte Menschenmenge, die zuhörte, wie Einer mit lauter Stimme ein dort angeheftetes großes Plakat des Amtmanns Thill vorlas. Mit Ingrimm nahm Heinz wahr, daß der Inhalt der Bekanntmachung — und zwar in den schärfsten Ausdrücken — sich gegen seinen Vater wendete. Es war da die Rede von Uebergriffen des Centgrafen, von seinem Bestreben, den Unterschied zwischen der peinlichen und vogteilichen Gerichtsbarkeit zu verwischen und so auch die letztere an sich zu ziehen und schließlich wurden die Bürger bei Strafe davor gewarnt, ihm und seinen „Lüderlichen, meist betrunkenen“ Gehilfen bei rechtswidrigen Verhaftungen und sonstigen Uebergriffen Vorschub zu leisten, widrigenfalls sie „als pflichtvergessene und meineidige Verbrecher und als Scheusal ihrer Mitbürger angesehen und des Bürgerrechts verlustig erklärt werden“ sollten.

Es war hiernach kein Wunder, daß Heinz mehr Lust verspürte, dem künftigen Schwiegervater Grobheiten zu sagen, als ihn zu befehligen, während er sich dem Amthause zuwendete.

Freilich, da Anna, die vor dem Hause im Garten war, ihm voller Freude entgegenklog, da war für einen Augenblick aller Groll vergessen.

„Gott sei Dank, daß Du endlich da bist, mein lieber Heinz,“ flüsterte das Mädchen. „Es ist jeden Tag schlimmer gekommen, seit ich Dir geschrieben.“ Sie traten in's Haus.

Auch Anna's Mutter gab ihrer Freude über seine Ankunft Ausdruck, aber über den Empfang, den er von Seiten ihres Mannes zu gewärtigen hatte, wollte sie ihn nicht im Zweifel lassen.

„Sie dürfen es ihm nicht übel nehmen,“ fügte sie erklärend hinzu. „Ihr Herr Vater hat ihm auch gar zu arg mitgespielt.“

„Aber, mit Erlaubniß, Frau Amtmännin!“ entgegnete Heinz, „so ist's doch nicht ganz. Mein Vater hat seine Pflicht gethan, wie er's seiner turfsüchtigen Gnaden und Dero hoher Regierung zu Mainz schuldig ist; weiter nichts!“

Anna blickte erschreckt auf. „Ja, Heinz, wie kannst Du denn so reden, ich hab' Dir

doch Alles geschrieben, und ich muß es doch wissen!“

Heinz fand nicht sogleich die richtige Antwort.

Nun war Anna ein Persönchen von der Sorte, von der das Sprichwort sagt, daß kleine Löwchen leicht überlochen. Sie legte seinem Schweigen gleich die schlimmste Bedeutung unter, rief sich von ihm los, warf sich in einen Lehnstuhl und rief unter Schluchzen: „Heinz, Heinz! Du glaubst mir nicht! Habe ich das um Dich verdient?“

„Liebliches Herz!“ sagte Heinz. „Sei doch vernünftig! Kennst Du mich so schlecht, daß Du meinst, ich traue Dir eine absichtliche Unwahrheit zu? Du warst selbst nicht recht unterrichtet. Nun höre —“

„So soll also der Vater gelogen haben? Und das sagst Du der Tochter? O Heinz! Das hätte ich nicht von Dir geglaubt.“

Auch Frau Thill ging nun mit scharfen Reden für ihren Mann in's Gefecht, und zu allem Unglück erschien in diesem Augenblick noch der Letztere selbst.

„Ei was!“ rief er spöttisch. „Der Herr Heinz! Was verschafft uns das unerwartete Vergnügen! Kommen Sie als Friedensbote vom gestrengen Herrn Vater? Nein? — Aha!“

Er bemerkte jetzt erst die weinende Anna und fuhr fort: „So, nun verstehe ich Alles! Siehst Du, Kind, der Herr Heinz hält zu seinem Vater. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!“

Nach einem nun folgenden heftigen Wortwechsel, in welchem Heinz auch nicht ganz dasjenige Maß von Zurückhaltung beobachtete, das er dem älteren Manne schuldete, erklärte Thill mit Entschiedenheit: „Wer zu dem Manne hält, der sich so niederträchtig gegen mich betragen hat, bekommt meine Tochter nicht zur Frau. — Verstanden, Meister Heinz?“

„Vollkommen, Herr Amtmann!“ entgegnete der Angeredete. „Das heißt also, daß ich mich als hinausgeworfen betrachten soll. Mit Ihnen habe ich vorerst weiter nichts zu reden. Aber Dich, Anna, muß ich noch allein sprechen, wenn Du gefaßter bist. Du kannst und darfst mir's nicht verweigern!“

„Was Du mir zu sagen hast, kannst Du mir auch hier sagen,“ erwiderte Anna trozig.

Heinz war mit einem raschen Schritt an ihrer Seite und flüsterte ihr zu: „Versteht Du denn nicht, daß ich nur suche, dem Streit für jetzt aus dem Wege zu gehen, um die Klust nicht noch zu erweitern? Also, Du willst ein!“

„Nein! Du hast meine Eltern beleidigt und mich tief gekränkt, und das Alles ohne Grund. Das kannst Du nur gut machen, indem Du Dein Unrecht bekennst. Und das kannst Du auch hier thun!“

„Nimmermehr! Ich sehe, ich muß gehen! Lebe wohl, Anna!“

„Lebe wohl!“

Er ging, und Thill brummte: „Höchste Zeit! Hätt' ihn bald hinausgeworfen, den Flegel!“ In der That hatte ihn daran nur seine Frau verhindert, die nicht minder erbost war als er, aber es doch nicht zu Handgreiflichkeiten wollte kommen lassen.

Während Heinz am nächsten Morgen darüber nachsann, was nun wohl zu thun sei, wurde er durch einen förmlichen Absagebrief Anna's überrascht.

Wenn die Schreibende etwa gehofft hatte, ihn dadurch zu einer demüthigen Abbitte zu veranlassen, so hatte sie sich getäuscht. Heinz nahm den Brief nur als einen Beweis, daß sie ihn nie wirklich geliebt habe. Zudem war er auch noch jetzt von dem guten Recht seines Vaters zu fest überzeugt, um seinerseits an ein Einlenken zu denken.

So begab er sich denn wieder nach Tübingen, und die Beiden hörten vorerst nichts mehr von einander.

2.

Seit den geschilderten Vorgängen war fast ein Jahr verfloßen. Die Feindschaft zwischen dem Centgrafen und dem Amtmann war um nichts geringer geworden, und Heinz und Anna schienen fast noch mehr erbost auf einander, als die beiderseitigen Väter, wiewohl es im Innersten ihrer Herzen anders aussehen mochte.

Am 8. September 1777 sollte Jahrmarkt zu Adelsheim sein eine Gelegenheit, die leicht zu erneuten Händeln zwischen Krohe und Thill führen konnte. Zuzufolge eines alten kaiserlichen Privilegiums sollten nämlich alle Vergehen und Verbrechen, die auf den Adelsheimer Jahrmärkten vorkämen, durch das Amt der Ortsherrschaft abgeurtheilt werden, auch wenn sie ihrer Natur nach eigentlich unter die höhere Gerichtsbarkeit zu fallen hätten. Kurmainz aber wollte dies Privilegium nicht anerkennen.

Der 8. September kam. Bei Tagesanbruch läutete das Rathsglöcklein und rief die herbeigefahrenen Krämer, die Bürger und die fremden Besucher des Marktes zum Rathhause unter dessen Thüre Thill die kaiserliche Verleihungsurkunde und die Marktordnung verlas und dann den Markt für eröffnet erklärte.

Halb und halb hatte Thill erwartet, der Centgraf werde diese Ceremonie stören. Aber es geschah nichts derartiges. Erst am Nachmittage meldete der Amtsbüttel, es seien auffallend viele Osterburkener auf dem Markte, und auch der Centgraf habe sich eingefunden, habe sich aber gleich im Gasthause zum Ochsen zum Wein niedergelassen.

Da nun in diesem Wirthshause sonst nicht gerade die Honoratioren verkehrten, wohl aber öfters Schlägereien vorkamen, war es für Thill sofort klar, daß Krohe nur Gelegenheit suche, sich in seine Gerichtsrechte einzumischen.

Wirklich kam auch der Amtsbüttel bald wieder gelaufen, und berichtete, der Wolfsmüller, ein streitflüchtiger Bursche, habe im Ochsen Handel angefangen und er habe ihn arretiren wollen, aber auf Befehl des Centgrafen sei der Centbüttel dazwischen getreten und habe ihm den Uebelthäter vor der Nase weggeschnappt.

Das war zu toll! Dieser Fall hätte ja selbst außerhalb der Marktzeit nicht vor den Centgrafen gehört!

Kaschens Schrittes eilte Thill in den Ochsen. „Herr Doktor!“ fuhr er seinen Gegner an. „Jetzt ist's genug! Nicht allein draußen suchen Sie den Gerechtigkeiten des Vogteiamtes allerwege Eintrag zu thun; auch hierher nach Adelsheim müssen Sie kommen und in Ihrer Trunkenheit Verwirrung anrichten! Aber Sie haben sich verrechnet. Wer auf dem Markte betrunken ist, kommt in den Thurm. Sie sind mein Gefangener, Herr! — Und da Sie den Wolfsmüller doch für sich haben wollten, mag er Ihnen im Thurm Gesellschaft leisten!“

Damit forderte Thill den Amtsbüttel auf, den Centgrafen zu ergreifen. Aber da dieser sich wehrte, mußte der Amtmann auf weitere Hilfe bedacht sein.

„Bürger von Adelsheim!“ rief er, „bei eurer Unterthanenpflicht fordere ich euch auf, hier mit Hand anzulegen und den Verächter unseres von kaiserlicher Majestät verliehenen Marktrechtes in Gewahrsam zu bringen!“

Aber es antwortete ihm nur lautes Hohn-gelächter, und erst jetzt gewahrte Thill, daß nur Osterburkener im Vokal waren.

„Narr!“ höhnte Krohe. „Es ist Niemand hier in der Stube, als meine getreue Centmannschaft, die ich mitgebracht habe! Wenn hier Jemand verhaftet ist, sind Sie's Herr Amtmann! Greift ihn Leute!“

So geschah's, und der Centgraf gab nun

jogleich das Zeichen zum Aufbruch nach Osterburken. Thill mußte sich fügen und sich fortführen lassen.

Aber was war das? Kaum war man auf die Straße gekommen, so fing die Sturmglocke an zu tönen. Der Ochsenwirth, die Gefahr bemerkend, die dem Amtmann drohte, war eilends fortgehuscht und nach dem Glockenseil gelaufen, um die Bürgerschaft zusammenzurufen.

Von allen Seiten strömte die Letzteren nun auf die Hauptstraße; und kaum hatte man wahrgenommen, um was es sich handle, so gab es eine großartige Schlägerei, bei welcher Thill befreit und der Centgraf nebst Anhang mit blutigen Köpfen aus der Stadt geworfen wurde.

Thill beschwerte sich nach diesem Vorgange Namens der Ortsherrschaft bei dem Ritterdirektorium des Kantons Odenwald, das eine lange Beschwerdeschrift über den Centgrafen an die kurmainzische Regierung richtete. Natürlich veräußerte auch Krohe nicht, der Letzteren gleichfalls in seiner Weise einen Bericht über den Vorfall zu unterbreiten.

Nun arbeitete Heinz Krohe, der inzwischen sein Examen bestanden hatte, schon seit einiger Zeit bei der Regierung in Mainz, und der Zufall fügte es, daß die beiden Schriftstücke durch seine Hand gingen. Natürlich veräußerte er nicht, sie genau zu studiren, und der Eindruck, den er gewann, war geeignet, sein seitheriges Urtheil völlig über den Haufen zu werfen. Er hatte seither geglaubt, sein Vater sei sachlich im Rechte und habe vielleicht nur da und dort in der Form gefehlt. Aber die beiden Schriftstücke, die weit genug ausholten, um, neben einander gestellt, für den unbefangenen Beurtheiler die Bildung einer Meinung zu ermöglichen, ließen keinen Zweifel, daß die Sache gerade umgekehrt liege, und daß gerade der Centgraf sachlich die meisten Fehler begangen habe.

Heinz konnte sich's nicht verhehlen, daß es für seinen Vater selbst gefährlich sein werde, die Sache weiter zu treiben, und er beschloß, ihn nochmals zu warnen. Er eilte selbst nach Osterburken, wo er in der Nacht vom 25. auf den 26. November 1777 eintraf, aber mit Entsetzen vernahm, daß sein Vater eben an der Spitze der Centmannschaft nach Adelsheim aufgebrochen sei, um etliche Mißethäter zu verhaften.

Da war irgend ein unüberlegter Rache Streich im Werke!

Kasch verschaffte Heinz sich ein Pferd und eilte nach.

In der That hatte der Centgraf, den Erfolg seines Berichtes nicht zu erwarten vermocht und den Beschluß gefaßt, auf eigene Faust Rache zu nehmen. Er war mit einer aufgehobenen Truppe von etwa hundert Mann nach Adelsheim gerückt. Um drei Uhr des Morgens war er dort angelangt, war durch das schlecht verwahrte obere Thor eingedrungen, hatte die Glockenseile abschneiden lassen, damit nicht Sturm geläutet werden konnte und die Thüren und Thore besetzt. Es galt den Amtmann und etwa zwanzig an der neulichen Schlägerei theilhaftig gewesene Bürger fortzuschleppen. Die Kollen waren zu diesem Zweck schon vertheilt. Auf jeden zu Verhaftenden kamen drei Mann. Nur dem Amtmann hatte man die Ehre angethan, fünf mit seiner Verhaftung zu beauftragen. Der Centgraf erwartete am Rathhause den Ausgang der Sache.

Als Heinz in Adelsheim eintraf, war Alles schon im Gange. Kasch stieg er ab und eilte nach dem Amthause, wo er gerade noch rechtzeitig ankam, um mit den fünf Männern, die eben die Hausthür eingeschlagen hatten, einzudringen. Da sie ihn für Einen der Thoren hielten, hinderten sie ihn nicht, ihnen zuzurufen, und waren nicht wenig erstaunt, als er plötzlich,

auf der Treppe stehend, ihnen diese versperrete.

In diesem Augenblick trat oben Thill mit einem Licht aus dem Zimmer, und es entwickelte sich auf der Treppe ein hartnäckiger Kampf, in welchem Heinz sich nur dadurch gegen seine Gegner halten konnte, daß er einen Degen führte, während jene nur über Knüttel verfügten.

Auch Frau Thill und Anna hatten sich inzwischen in ihre Kleider geworfen und kamen jammernd auf den Gang gelaufen. Anna bemerkte eben, wie ihr Vater, der sein Licht niedergestellt hatte, unbeholfene Versuche machte, mit der Stange seines Fischwezes in den Kampf auf der Treppe einzugreifen, und ein Blick in das Treppenhaus zeigte ihr, wer es war, dem ihr Vater zu Hilfe kommen wollte.

Heinzens nächster Gegner holte eben zu einem gewaltigen Hieb aus, und ehe sie sah, wie derselbe parirt wurde, hatten ihr Angst und Entsetzen schon den Ausruf entwunden: „Heinz, lieber Heinz! Um Gottes willen, rette Dich!“

Das Eis war gebrochen. Sie hatte augenblicklich ganz vergessen, daß sie im Unfrieden von Heinz geschieden war. Im Augenblick, da sie ihn in Gefahr gesehen, war die Liebe, die im Innersten ihres Herzens noch immer lebendig war, mit voller Macht wieder zum Durchbruch gekommen.

Heinz hatte den Ruf mit innerlichem Jubel vernommen; aber für jetzt durfte er keinen Blick von seinen Gegnern verwenden. Im nächsten Augenblick indessen hörte man Trommelschlag, mittelst dessen der Centgraf, dem der Boden zu heiß werden mochte, seine Mannschaft zurückrief. Die fünf Männer stürzten davon, und Thill, dem nun plötzlich der Thätendurst kam, rannte an seinem erstaunten Ketter vorbei, ihnen nach. Er kam eben recht zum oberen Thore, um zu hören, daß der Centgraf mit etwa siebenzehn Gefangenen schon abgezogen sei.

Inzwischen sah Heinz sich allein den beiden Frauen gegenüber und säumte nicht, das Eisen zu schmieden, so lange es heiß war.

„Du vergibst mir, Anna?“ fragte er.

Und Anna warf sich weinend in seine ausgedehnten Arme. „Heinz, ich war ein thörichtes Mädchen!“ rief sie „Vergib Du mir! Gott weiß, wie diese Mißverständnisse sich aufklären werden. Aber Du bist gut und treu, sonst hättest Du uns nicht gegen die Leute Deines Vaters vertheidigt!“

Auch Frau Thill war nicht in der Stimmung, die Versöhnung von sich zu weisen. Sie bot Heinz herzlich die Hand, rieth ihm aber, die Rückkehr ihres Mannes nicht abzuwarten, sondern ihr alles Weitere zu überlassen.

So verließ denn schon nach wenigen glücklichen Minuten Heinz das Amthaus wieder; und so bald die Thore wieder geöffnet wurden, auch die Stadt.

Frau Thill fand es nicht so leicht, der Wiedervereinigung des jungen Paares die Wege zu ebnen, wie sie vielleicht gehofft hatte.

Aber was sie nicht erreichte, das brachte die kurmainzische Regierung und das Ritterdirektorium zuwege.

An beide gingen natürlich wieder lange Berichte ab, und Krohe wie Thill versahen sich großen Lobes. Aber statt dessen kam für beide nur herber Tadel, nebst der Verfügung, daß von dem Schaden der durch ihre Feindseligkeiten den beiderseitigen Unterthanen zugefügt worden sei, Krohe zwei Dritttheile, Thill ein Dritttheil aus eigener Tasche zu ersetzen hätten.

Zur Regulirung des Schadenersatzes mußten die Beiden öfter zusammenkommen und in einmüthigem Schimpfen über die mainzische Regierung und das Ritterdirektorium fanden sie die alte Freundschaft wieder.

Am Weihnachtsabend waren die beiderseitigen

Familien zum ersten Male wieder einmütig-lich beisammen. Nur Heinz und Anna lagen auch heute wieder im Streit; die Unverbesserlichen! Scherzend stritten sie darüber, ob die Hochzeit am letzten April oder am ersten Mai gehalten werden sollte.

Die schlauen Bauern vom Hügelhofs aber mußten den doppelt genossenen Freiwein theuer bezahlen; hatten sie feinetwegen doppelt gehuldigt, mußten sie von nun an doppelt steuern.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Flugheit einer Kaze. — In einem Mönchs-kloster zu Rom war eine Kaze, die nach verbürgten Berichten auf folgende Weise sich zu guten Mahlzeiten zu verhelfen wußte. Eines Tages hatte der Koch das Mittagessen der Väter zurecht gekocht, war dann aber zur Thüre gelaufen, da es plötzlich geschellt hatte, und ward bei seiner Rückkehr gewahr, daß ihm eine Fleischportion fehlte; er glaubte also, daß er sich verrechnet hätte, und eilte, die nöthige Anzahl voll zu machen. Des andern Tages findet er wieder eine Portion zu wenig. Diesmal kommt ihm sein Versehen noch seltsamer vor, und er denkt, hinfür schon besser Acht zu geben. Er setzt also den folgenden Tag seine Schüsseln mit der größten Aufmerksamkeit zurecht, und zählt zweimal, um gewiß zu sein, daß keine fehle. In diesem Augenblick klingt wieder die Glocke der Pforte. Er läuft hin, aufzumachen, sieht Niemand, kehrt zurück und wünscht die Glocke sammt dem Klingelnden zum Hente. Beständig mit seinen Portionen beschäftigt, überfiehet er sie von Neuem und sieht, daß eine fehlt. Was soll er von einem so schnellen Verschwinden denken? Es war Niemand als er in der Küche. Den folgenden Tag geht es ebenso. Wer mag doch wohl die Glocke angezogen haben? Kurz, er beschließt, sich auf die Lauer zu legen. Zur gewöhnlichen Stunde hört er klingeln; anstatt aber nach der Pforte zu laufen, versteckt er sich in eine Ecke und sieht die Kaze des Klosters zum Fenster hereinschauen, mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit auf den Esstisch springen, eine Fleischportion wegnehmen und gleich auf demselben Wege zurückkehren, den sie gekommen war. Den Dieb hatte man nun entdeckt, und es kam nun noch darauf an, den Klingelnden zu erforschen. Man versteckte sich am nächsten Tage in der Nähe der Pforte und sah die Kaze mit den Pfoten an dem Draht ziehen und dann augenblicklich nach dem Küchenfenster laufen. Dieser schlaue und wohl überlegte Streich der Kaze ward bald allen Mönchen bekannt und von ihnen beobachtet. Sie hatten viel Vergnügen daran, und einmütig wurde verabredet, daß in Zukunft zu der gewöhnlichen Anzahl von Portionen noch eine hinzugefügt werden sollte. Die Kaze setzte ihr Kunststück ferner fort und ward von der Zeit an als dazu berechtigt betrachtet. [S. Th.]

Das Symbol der Braut. — Wenn das junge Mädchen sich den Myrtenkranz auf's Haupt drückt und am Arme des Geliebten zum Altar tritt, um den Bund für's Leben zu schließen, so thut sie das, weil die Myrte einen wesentlichen Bestandtheil des bräutlichen Schmuckes bildet und sie damit einer alten schönen Sitte huldigt. Aber die Wenigsten kennen wohl die hohe Bedeutung, die poetische Symbolik, welche im Brautkranz liegt, und selten wird sich ein Mädchen die Frage vorgelegt haben, welcher Sinn dem grünen Laubgewinde innewohnt. Die Myrte war eine Lieblingspflanze der Alten und der Venus geweiht. Der Sage nach kommt der Name von Myrsine her, einer Athenerin, welche, obgleich von Minerva begünstigt und also der Wissenschaft geweiht, doch die Liebe über die Weisheit siegen ließ und zur Strafe dafür von ihrer beleidigten Gebieterin in ein Myrtenbäumchen verwandelt wurde, weshalb Venus sie herzlich bedauerte.

Letztere Göttin selbst schmückte sich das Haupt mit Myrtenzweigen, und in Griechenland wurde sie unter dem Namen Myrilla verehrt. Plinius sagt, daß die Römer und Sabiner, als sie sich verjöhnt hatten, ihre Waffen unter einem Myrtenbaume niederlegten und mit seinen Aesten sich von ihrer Schuld reinigten. Die Senatoren von Athen trugen Myrtenkränze zum Zeichen ihrer Würde, und die als Sieger heimkehrenden Krieger flochten Myrten in den Lorbeer ein. Die Myrte, als der Göttin der Liebe geweiht, war den Alten das Symbol der geistigen, sittlichen Liebe, die das Grab überdauert, denn auch als Sinnbild der Unsterblichkeit galt diese immergrüne Pflanze. In diesem Sinne verwendeten die alten Ägypter auch die Blätter derselben zur Einbalsamirung ihrer Todten. Was uns Cypresse und Lebensbaum ist, die unsere Friedhöfe zieren, das war den Alten die Myrte, die sie auf ihre Gräber pflanzten. Ringförmige Kränze galten als das Zeichen der Unterwerfung unter die Götter, und deshalb huldigten die Griechen und Römer des Alterthums ihnen durch Kranzspenden. Das Christenthum nahm diese Idee in sich auf, gab ihr aber eine andere Deutung; durch dasselbe wurde der Myrtenkranz zum Symbol der sich unterordnenden Liebe und Anerkennung des Mannes als des Weibes Herr. Die Braut mag sich also in diesem Sinne getroßt die Locken mit dem grünen

Schmuck zieren: wahre Liebe wird ja gern und willig hingebend entsagen! [M. L.]

Wer hat Recht? — Es galt einst eine hohe Wette zwischen zwei jungen Gelehrten Deutschlands, was der Reinheit der Sprache entsprechender sei: „geessen oder gegessen!“ Abelung's Wörterbuch wurde als Schiedsrichter angeführt und entschied für „gegessen“. Der Ueberwundene zahlte die Wette, legte aber, um diese Entscheidung zu perflören, folgendes Gedicht bei:

Ich habe mich kläglich gegirret,
Ich finde mich tüchtig gegäffet,
Das hätt' ich niemals gegähnet!
Es hat sich die Sprache gegändert,
Sie hat das Gemeine gegabelt,
Und lezt für geessen gegessen.
Drum sei Dir die Gabe gegopfert,
Nach der Du die Lippen gegöffnet.
So find nun die Berge gegebnet,
So ward mir das Schiffchen gegentert,
So hast Du die Lorbeern gegernet,
So wirst Du von Allen gegehret,
Und ich von Niemand gegädert.
Es haben die Dshen gegädert,
Die Söhne die Väter gegebet,
Jetzt ist die Geschichte gegendet. [C. L.]

Die Lotosblume.

(Mit Abbildung.)

Keine Pflanze hat im Haushalt, in der Religion und in der Kunst der alten Ägypter eine größere Rolle gespielt, als die Wasserrosenart, welche die weiße, leicht mit Rosa getauchte Lotosblume (siehe unsere nebenstehende Abbildung) hervorbringt, von der es aber auch eine gelbliche- und eine himmelblau-blühende Varietät gibt. Man aß das gemahlene und zu Brod gebackene Mark der Stengel und Samen, wie den süßen Wurzelknollen, und da die Pflanze in den Flüssen und Gräben massenhaft gedieh, so galt sie als Sinnbild des Ueberflusses und des befruchtenden Nils und war der Isis und dem Osiris geweiht. In Aubien bildet die Pflanze noch immer einen Theil der Volksnahrung und steht in hohem Ansehen als Schmuck der Gewässer. Mit Sonnenaufgang öffnet sie sternartig ihre Blüthe und schließt sie wieder im vollen Lichte, wenn die Sonne sich der Mittagshöhe nähert. Sechs Fuß lang treiben die Stengel aus, welche die breiten schirmartigen Blätter tragen. Die herrliche zarte Blüthe ist der unserer deutschen Seerosen sehr ähnlich, nur größer.



Die Lotosblume.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 29.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 27:
Gutsein ist die ächte Weisheit.

Diamant-Räthsel.

		A							
		A	A	A					
		A	A	C	C				
	D	E	E	E	E	E	E		
H	H	H	H	H	H	I	K	L	
	L	M	N	N	N	O	R		
		S	S	S	S	S			
		S	S	T					
		X							

Nach dem Muster vorstehender Figur sind aus deren Buchstaben zu bilden: 1) ein Buchstabe, 2) ein männlicher Vorname, 3) ein Baum, 4) ein Vogel, 5) ein deutscher Dichter, 6) ein Raubthier, 7) ein Baum, 8) ein Bund, 9) ein Buchstabe.

Die wagrechte und senkrechte Mittelinie ergeben das Gleiche, einen deutschen Dichter. [C. Leo.]
Auflösung folgt in Nr. 29.

Auflösungen von Nr. 27: des Vorsilben-Räthfels: Antunft, Aunft, Zukunft; des Homonym's: Couvert.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.